

Humor – die Einwilligung, sich Haltgebendem zu überlassen

Aspekte zu Humor in Kierkegaards Stadien Theorie

Dorothee Bürgi

Søren Kierkegaard (1813–1855) war ein dänischer Philosoph, dessen Biografie von vielen Schicksalsschlägen geprägt war. Ein Leben lang beschäftigte er sich mit Verzweiflung und der Frage, wie dieser zu entkommen sei. Doch philosophisch abgehobene Grundsätze haben ihm in seinem Leben nie geholfen – für ihn waren Lebensprobleme praktische Probleme des Einzelnen, eben die eigene Existenz betreffend. Für Kierkegaard ist Verzweiflung die Grundstimmung des Menschen und als Begründer der Existenzphilosophie hat er aufgezeigt, wie Wege aussehen können, um diese existenzielle Verzweiflung zu überwinden.

Es mag auf den ersten Blick überraschen, dass Humor ausgerechnet für Kierkegaard, dem Kenner in Sachen Verzweiflung, entscheidend ist für ein erfülltes Leben. Um seine Auffassung von Humor und die Bedeutung von Humor als existenziellen Erkenntnisprozess zu verstehen, ist es hilfreich, einige Aspekte des Denkens von Kierkegaard aufzuzeigen.

Wie sich zum Leben verhalten?

Kierkegaard beschreibt drei Stufen der Existenz: die *ästhetische*, die *ethische* und die *religiöse* Existenz – *Sinnlichkeit*, *Moralität* und *Glaube*. Damit meint er drei Lebensformen oder drei unterschiedliche Verhältnisse, wie sich der Mensch zum Absoluten, zu Gott, zum Ewigen, zum Ganzen der Welt oder zur Natur verhalten kann. Scheitern kann der Mensch angesichts des Absoluten in zweierlei Hinsicht: Er ist nur auf das Absolute bezogen und verliert dadurch den Be-

zug zu sich selbst oder er negiert das Absolute, wodurch er an Halt verliert. Nur wenn zwischen diesen beiden Polen ein Maß von Flexibilität vorhanden ist, können alle drei Existenzweisen, die Kierkegaard in seiner Stadien Theorie beschreibt, gelingen.

Entwicklungen von einem Stadium in ein anderes geschehen nach Kierkegaard nicht durch ein gedankliches Verstehen, sondern – er nennt es den Sprung – durch ein qualitativ anderes Sichverhalten gegenüber dem Leben. Für Kierkegaard ist die Frage nach dem Wie des Sichverhaltens zentral. Dieses Wie ist nicht vorgegeben, denn Leben entzieht sich jeglicher sicheren Deutung – existenzielle Erfahrungen haben ihren Ort in der eigenen Lebenspraxis.

Das zeigt sich in Zeiten von Krise, Leid oder Trauer besonders deutlich. Sich selbst in ein Verhältnis bringen zum Verlust, zum Schicksal, zum erfahrenen Leid, kann nur subjektiv geschehen. Keine Vorgabe oder Erwartung von außen, keine gesellschaftliche Norm, wie man trauern sollte, was einem Halt geben müsste, wozu es sich lohnt, trotzdem weiterzumachen, kann die Betroffenen davon entlasten, sich persönlich dem Erlebten und Erlittenen zu stellen und sich zu ihm zu verhalten. Im Gegenteil: Jede Vorgabe – oft im Kleid impliziter Erwartungen, wie eine Krise zu »managen« ist, wie ein Verlust zu überwinden ist – geht am Respekt vor der Person vorbei. Gelungene Trauerprozesse beginnen mit der Zuwendung zu sich selbst in den wahrgenommenen Lebensbezügen, bevor eine Orientierung nach außen wieder möglich wird.



Auch der ethisch lebende Mensch macht die Erfahrung, dass seine Autonomie nicht unbedingt ist und auch er in seinem Lebensentwurf mit Begrenztheit konfrontiert ist. Nicht alles kann er kraft seiner Freiheit realisieren.

Warum Ironie schmerzlich sein kann

Mit der ästhetischen Existenz beschreibt Kierkegaard den Genussmenschen. Für diesen zählt ein Leben in der Unmittelbarkeit, ausgerichtet auf das Schöne, das Materielle, das Verlockende im Hier und Jetzt. Nicht nur die Bedürfnisbefriedigung gestaltet er ästhetisch, so dass sie zu einem Genuss wird, er reflektiert sich auch in seinem Genusserebnis und genießt sich so zusätzlich als Genießer. Er lebt sinnlich, lässt sich nicht wirklich auf die Dinge ein.

Da jede Bedürfnisbefriedigung, jeder Genuss vergänglich ist und Langeweile für ihn das Schlimmste ist, sucht er stets aufs Neue nach sinnlichen Vergnügen, ohne darin je eine eigentliche Erfüllung zu finden. Sein Lebensinhalt ist von Zufälligkeiten bestimmt, weil sich sein Leben in der Beliebigkeit des Augenblicks abspielt. Das macht den ästhetisch lebenden Menschen einsam und verzweifelt.

Die Entwicklung zum nächsten Stadium, dem ethischen, nimmt ihren Lauf, wenn der ästhetisch lebende Mensch die Oberflächlichkeit in

seinem sinnlichen Begehren durchschaut und erkennt, dass er mit dem Prinzip der Sinnlichkeit den Lebenssinn nicht verwirklichen kann. In diesem Zwischenstadium – das alte hat an Gültigkeit verloren, das Neue ist noch nicht entwickelt, der Widerspruch zwischen Sein und Sollen ist offensichtlicher denn je – siedelt Kierkegaard die Ironie an. Man sagt etwas Ernstes und meint es doch nicht ernst – oder umgekehrt. Damit schafft der Ironiker nicht nur Distanz zu dem, was ihn sinnlich anspricht, sondern auch zu sich selbst. Von diesem neuen Standpunkt aus kann es gelingen, das ästhetische Spiel zu durchschauen und eine neue Form des Sichverhaltens zu entwickeln.

Soweit Kierkegaards Auffassung zur Ironie als Stilmittel. Im zwischenmenschlichen Kontakt und im Umgang mit Menschen in Krise, Leid oder Trauer ist das Distanzschaffende der Ironie problematisch. Ironie kann etwas Verletzendes beinhalten, denn sie ist auch Ausdruck der Beziehungslosigkeit zum Leben. Doch gerade Verbundenheit ist im Umgang mit Menschen in Krise, Leid oder Trauer notwendig und für die Betroffenen eine wichtige Brücke zurück in ihr eigenes Leben. Der ironische Satz »Es ist zu früh zum sterben, ich habe das Geld für eine schöne Beerdigung noch nicht beisammen« schafft Distanz, schützt vor der Wirklichkeit und vor der

Erkenntnis der Vergänglichkeit. Der Ironiker ist kein greifbarer Gesprächspartner, er bleibt in der Rolle des Zuschauers – und damit mit dem Leben auf Distanz.

Trotzdem in Beziehung bleiben

Die ethische Existenz kommt in Reichweite, wenn der ästhetisch lebende Mensch erfasst, dass die Gründe für seine Einsamkeit und die Sinnleere nicht in den »Objekten seiner Begierde« liegen (immer mehr, immer spektakulärer, ohne jedoch damit den Lebenshunger stillen zu können), sondern darin, dass er sich selbst verloren hat in seinen Genusszielen und er dabei gar nicht er selbst ist: Nicht er selbst wählt, sondern die Attraktionen wählen *ihn*. Der ethisch lebende Mensch hat erkannt, dass er selbst eine Wahl treffen und über sein Leben entscheiden kann. Nicht Genuss und Besitz sind der Maßstab für sein Handeln, sondern Gut und Böse, Richtig oder Falsch. Anstelle des Prinzips der Sinnlichkeit steht nun das Prinzip der Moralität – was den Ästhetiker natürlich langweilen würde, kann er doch dann nicht spontan seiner sinnlichen Befriedigung nachgehen.

Doch selbst wenn der ethisch lebende Mensch die gleichen Ziele anpeilt wie der ästhetisch Ausgerichtete, liegt darin ein grundsätzlicher Unterschied: die freie Entscheidung darüber, was er wählt. Er handelt nicht danach, was seine Sinne anspricht, sondern danach, was für ihn ein gutes Leben in der Gemeinschaft ist. Anstelle des ausschließlich Individuellen steht bei der ethischen Lebensform das Wir. In der Begegnung mit anderen kann ein Selbst entstehen durch eine ethische Auseinandersetzung mit der Gemeinschaft. Man gewinnt sich selbst an der Aufgabe des ethischen Sichverhaltens im Dialog mit den anderen. Kierkegaard spricht in diesem Zusammenhang von der zweiten Geburt, bei der man sich nur selbst gebären kann – in seinen persönlichen Lebensbezügen, in Beziehungen zur Umwelt und im zwischenmenschlichen Austausch.



Humor ist ein tiefgreifender Erkenntnisprozess

Aber auch die ethische Lebensform hat ihre Krisenerscheinung. Dann, wenn der ethisch lebende Mensch erkennt, dass er einerseits in seiner Freiheit selbst verantwortlich ist für seine Lebensdeutung und dass er andererseits nicht völlig unabhängig ist von größeren, ihn umfassenden Zusammenhängen. Dieses Höhere und ihn Übersteigende ist für Kierkegaard Gott. Die Freiheit der Wahl zum eigenen Selbst – so wie es der ethisch lebende Mensch tut – hat also ihre Grenzen, wenn Gott nicht mit einbezogen ist. Da es Kierkegaard aber gerade darum geht, so zu leben, dass man sich selbst integer in all seinen Möglichkeiten zum Ausdruck bringt, gehört für ihn das Anerkennen der Abhängigkeit vom Göttlichen dazu.

Mit der Vernunft, die für den ethisch lebenden Menschen das Entscheidende ist, mit dem er zwischen Gut und Böse, Richtig und Falsch unterscheidet, lässt sich das Göttliche aber nicht fassen. Denn Glaube beginnt da, wo das Denken aufhört. Unter bestimmten Umständen ist der Gläubige sogar bereit, Gott über die Ethik zu stellen. Kierkegaard zeigt dies an der Geschichte von Abraham, der bereit wäre, seinen Sohn Isaak zu töten – entgegen jedem ethischen Verständnis –, weil Gott, an den er glaubt, dies von ihm verlangt. Ein solches Verhalten käme für den ethisch lebenden Menschen nie in Frage. Er schließt Gott mit seinem aufgeklärten ethischen Blick aus – er orientiert sich ja vorwiegend an den sich selbst gesetzten Maßstäben.

Aber auch der ethisch lebende Mensch macht die Erfahrung, dass seine Autonomie nicht unbedingt ist und dass auch er in seinem Lebensentwurf mit Begrenztheit konfrontiert ist. Nicht alles kann er kraft seiner Freiheit realisieren. Besonders deutlich wird ihm das bei Schicksalsschlägen, Verlusten oder leidvollen Lebensumständen, die dem Menschen oft schmerzlich aufzeigen, dass vieles im Leben nicht unter der Kontrolle der eigenen Einflussnahme steht – trotz der Autonomie,

die sich der ethisch lebende Mensch mit seiner Befreiung vom sinnlichen Diktat des Ästhetikers errungen hat.

An diesen Punkt setzt der Sprung an zur nächsten Existenzform: die Existenz des Religiösen. Erfährt der ethisch lebende Mensch, dass sein Sein nicht über allem steht, dass seine Existenz zerbrechlicher und abhängiger ist als gedacht, versucht er es »mit Humor« zu nehmen; denn sich der eigenen Kleinheit bewusst zu sein, ohne sie abzuwerten, und sie dennoch dem unendlich Großen gegenüberzustellen, ist komisch. Oder anders formuliert: Beim Übergang zur religiösen Lebensform wendet sich der Mensch der eigenen Begrenzung zu und stellt sich als Winziger dem Unfasslichen gegenüber, ohne sich deswegen als unbedeutend zu erfahren. Auch das Gegenteil wird verhindert. Die Unbedeutsamkeit wird nicht idealisiert, im Stil von »es ist schon gut, wie es ist, und wenn ich dem nichts Positives abgewinnen kann, liegt der Fehler bei mir«. Vielmehr wird Humor zum Ausdruck dafür, dass Leben »trotzdem« möglich ist.

Leben – angesichts Gottes und der unüberbrückbaren Distanz zwischen dem Menschen und Gott – kann dennoch im Respekt vor der



© Dorothee Bürgi

Eigenwertigkeit gelingen. Darin liegt der Unterschied zu Unterwerfung und Entwertung angesichts der wahrgenommenen Nichtigkeit. So wie der Jude Samuel Kohn, der nach einem katholischen Priester rief, bevor er dann doch starb. Alle sind bestürzt, aber es ist der letzte Wunsch, und so holt man einen Pfarrer. Samuel wünscht sich auch noch getauft zu werden, der Priester führt die Zeremonie sofort durch. Danach fragen ihn alle: »Samuel, was soll das?« Samuel sagt: »Ich hab mir gedacht, wenn ich schon sterben muss, soll's wenigstens einen von denen erwischen!«

Humor – heilsam oder zerstörend?

Die Frage, die der Titel dieses Themenhefts – *Humor – heilsam oder zerstörend?* – aufbringt, würde Kierkegaard wahrscheinlich zugunsten des Heilsamen beantworten. Für ihn ist Humor der Übergang zu einem Selbstverständnis, das nicht nur in sich selbst gründet, sondern sich in Beziehung setzt zu dem den Menschen Übersteigenden. Humor ist so gesehen die Einwilligung, sich haltgebenden Strukturen zu überlassen. In diesem Sichüberlassen liegt die Möglichkeit zu Nähe-, Schutz- und Halteerfahrungen.



Gerade die Erkenntnis, dass es Größeres, mich Umfassenderes gibt – dafür kann Gott stehen, aber auch andere Ausdrucksformen von Spiritualität –, kann in der Krise, angesichts von Leid oder bei tiefgreifenden Verlusten entlasten. Es kann ein Gefühl von Haltgebendem aufkommen lassen, das Erleben des Aufgehobenseins, vielleicht sogar das Staunen darüber, dass Dasein trotz des Leides möglich ist: Es kann sein – ich kann sein – wir beide können sein – nebeneinander, vielleicht trotzdem. Darin liegt Kraft und das Vertrauen, dass es immer irgendwie weitergeht – das (spirituelle) Erleben eines Aufgehobenseins »in jedem Fall«. Aus der Erfahrung dieses letzten Gehaltenseins kann ein Ja zur Welt, zum Dasein und zu seinen Bedingungen erwachsen, so dass es vielleicht besser gelingt, das schicksalhaft Gegebene in der Krise anzunehmen und das Schwere und Leidvolle auszuhalten – im Kleide des Humors.

»In unserer Zeit wird viel von Ironie und Humor geredet, besonders von Leuten, die nie vermocht haben, sie praktisch auszuüben.«
Søren Kierkegaard



Dorothee Bürgi, PhD, Psychologin und Coach mit eigenem Beratungsunternehmen, Seminar und Vortragstätigkeit im Bereich Health Care, Ethik, Existenzanalyse und Spiritual Care, Gründungsmitglied der Existential Training & Leadership Academy Wien-Zürich (www.et-l.org).

E-Mail: dorothee.buergi@et-l.org

Literaturhinweise

- Kierkegaard, S.: Entweder-Oder (1843). 10. Auflage. München 2009.
 Kierkegaard, S.: Furcht und Zittern (1843). Übersetzt von L. Richter. Hamburg 1992.
 Längle, A.: Erfüllte Existenz. Entwicklung, Anwendung und Konzepte der Existenzanalyse. Hrsg. von D. Bürgi. Wien 2011.
 Pieper, A.: Søren Kierkegaard. 22. Auflage. München 2000.